

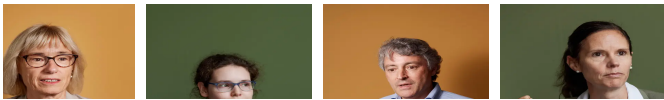
INTERVIEW

«Das Gesundheitswesen schlittert dem Abgrund entgegen, und trotzdem dreht man jeden Rappen um. Wenn es um die Rettung von Banken geht, spricht die Politik Milliarden»

Was braucht es, um den Pflegenotstand in Spitälern und Altersheimen zu entschärfen? Eine erfahrene Pflegefachfrau, eine junge Berufskollegin, ein Arbeitgeber und eine Politikerin diskutieren.

Simon Hehli, Janique Weder (Interview), Karin Hofer (Bilder)

16.08.2023, 05.30 Uhr ⌚ 12 min



Wie steht es um den Pflegenotstand in der Schweiz? Die Gesundheitspolitikerin Ruth Humbel, die Pflegefachfrau Annina Bosshard, der Heimleiter Oliver Schnappauf und die Pflegefachfrau Christina Schumacher diskutieren.

Übermüdetes Personal, notdürftige Pflege, geschlossene Stationen: Nirgends ist der Fachkräftemangel so dramatisch wie im Gesundheitswesen. Was läuft falsch?

Schumacher: Die Ausstiegsrate ist extrem hoch. Fast jede Zweite verlässt den Beruf, bevor sie 35 Jahre alt wird. Gleichzeitig bildet die Schweiz immer noch zu wenig Leute aus. Dabei war der Fachkräftemangel bereits Thema, als ich vor 25 Jahren mein Studium begonnen

habe. Wir sind sehenden Auges in die Katastrophe geschlittert.

Bosshard: Die Ausbildung zur diplomierten Pflegefachperson ist unattraktiv. Man verdient im ersten Jahr 800 Franken. Wer diesen Studiengang wählt, hat aber bereits einen Lehrabschluss oder sogar schon Kinder, dann geht das nicht.

Frau Humbel, hat die Politik das Problem verschlafen?

Humbel: Ja, man muss es wohl so sagen. Zuständig sind die Kantone. Aber sie haben ihre Verantwortung, die sie laut Verfassung haben, nicht wahrgenommen. Nehmen Sie die Spital- oder Pflegefinanzierung: Es gibt auf Bundesebene Vorstellungen, wie das funktionieren soll – und dann gibt es 26 verschiedene Umsetzungsmodelle! Der Föderalismus im Gesundheitswesen ist nicht sinnvoll.

Herr Schnappauf, Sie vertreten in dieser Runde die Arbeitgeber. Wie ist der Fachkräftemangel in Ihrem Pflegeheim spürbar?

Schnappauf: Wenn wir eine diplomierte Pflegefachperson suchen, kriegen wir niemanden.

Gar niemanden?

Schnappauf: Nein. Es ist einfach niemand da. Wenn wir unsere Monatslöhne verdreifachen und den Angestellten 15 000 Franken zahlen würden, fände ich jemanden. Aber

das können wir nicht finanzieren. Wir haben keine Defizitgarantie, wir müssen alles erwirtschaften.

Was tun Sie stattdessen?

Schnappauf: Wir mussten eine Pflegeabteilung, das sind zwölf Zimmer, schliessen.

Frau Schumacher, Sie arbeiten in einem grossen Spital. Wie ist die Situation dort?

Schumacher: Lange Zeit ging es den Spitälern besser als den Altersheimen. Diese Zeiten sind vorbei. Wir haben ganze Stationen geschlossen, wir sind ständig unterbesetzt. Es ist ein Teufelskreis: Die angespannte Situation belastet die Leute, die noch da sind, zusätzlich. Dann künden auch die. Und sie wechseln dann nicht in eine andere Institution. Sondern sie wechseln gleich den Beruf.

Frau Bosshard, Sie sind neu im Beruf, haben Ihre Ausbildung im vergangenen Jahr abgeschlossen. Teilen Sie Frau Schumachers Aussagen?

Bosshard: Definitiv. Der entscheidende Faktor ist die Zeit. Ich habe immer zu wenig davon: zu wenig Zeit für die Ausbildung, zu wenig Zeit für den Patienten, zu wenig Zeit für die Erholung.



Annina Bosshard ist frisch diplomierte Pflegefachfrau. Sie sagt: «Die Ausbildung ist unattraktiv.»

Wenn man Ihnen so zuhört, scheint die Pflege ein Beruf zu sein, den man unter keinen Umständen ausüben will. Frau Bosshard und Frau Schumacher, warum haben Sie sich für diese Ausbildung entschieden?

Bosshard: Der Beruf ist vielseitig, kreativ, nahe am Menschen. Und es gibt sogar heute noch Momente, in denen ich als Pflegefachfrau meine Kompetenzen anwenden kann. Das nennen wir «optimale» Pflege. Der Patient wird einbezogen und kann mitentscheiden. Meistens aber machen wir «sichere» Pflege, wir versorgen den Patienten mit dem Nötigsten. Und manchmal reicht es selbst dafür nicht mehr.

Schumacher: Der Beruf ist grossartig. Was einen fertigmacht, ist der Druck. Ich arbeite derzeit in der Onkologie-Abteilung. Kürzlich hatte ich einen Patienten, der im Sterben lag. In diesem Moment will man voll für

ihn und die Familie da sein. Gleichzeitig aber hatte ich einen Patienten, den ich von der Intensivstation abholen musste. Und dann hatte ich noch zwei weitere Patienten, die intensive Betreuung benötigt hätten. An all diesen Orten brauchte es mich zu hundert Prozent. Am Ende des Tages konnte ich keiner Situation gerecht werden.

Für welche Situation haben Sie sich entschieden?

Schumacher: Ich blieb bei dem sterbenden Patienten und seiner Familie. Weil es eine Situation war, die ich nicht einfach später nachholen konnte.

Im internationalen Vergleich hat die Schweiz immer noch relativ viele Pflegefachkräfte. Muss eine Pflegefachperson unbedingt Seelsorge betreiben, oder würde es reichen, wenn sie, zynisch formuliert, nur am Körper arbeitet?

Bosshard: Ein Mensch besteht doch nicht nur aus seinem Körper, er hat eine Psyche. Wenn ich einem Patienten einen Kompressionsstrumpf anziehe und er mir erzählt, er habe keine Ziele mehr im Leben, dann ist es meine fachliche Pflicht, darauf zu reagieren. Vielleicht fällt der Patient in eine Depression.

Schumacher: «Anderswo ist es schlimmer» ist kein Argument. Wir müssen nicht nach links oder rechts schauen, um für uns als Schweizer Gesellschaft zu klären: Welche Art von Gesundheitswesen wollen wir? Wie gehen wir mit unseren Alten, unseren Kranken, unseren Dementen um?

Hinzu kommen Patienten, die immer höhere Ansprüche stellen.

Schumacher: Es ist eine Generationenfrage. Die aktuell hochbetagten Menschen und jene, die bereits verstorben sind, gehören zu einer bescheidenen Generation. Die Babyboomer sind fordernder.

Bosshard: Wir bekommen immer wieder zu hören: Wir haben so lange in die Krankenkasse einbezahlt, jetzt haben wir diese Leistung zugute.

Humbel: Deshalb finde ich es falsch, dass man bei den Krankenkassen und im Spital von Kunden spricht. Dann meint der Kunde, er sei König und bekomme alles. Ich habe den Krankenkassen immer wieder gesagt, sie sollten doch von Mitgliedern sprechen. Und im Spital ist man Patient, das ist keine Wellness.

Wenn wir schon bei den Generationen sind: Der Generation Z, also den Jahrgängen von 1995 bis 2010, wird nachgesagt, sie wolle sinnstiftende und sichere Arbeit. Der Pflegeberuf erfüllt beide Kriterien. Wieso gibt es nicht mehr junge Menschen, die in den Beruf wollen?

Schumacher: Viele Junge werden bereits während der Ausbildung verheizt. Laut einer Erhebung von 2021 arbeitet fast ein Drittel der Fachleute Gesundheit nach der Ausbildung keinen Tag im Beruf. Ausbildung in Ehren, aber wenn die Leute nicht bleiben, nützt uns das nichts.

An der Ausbildung allein kann es ja nicht liegen, oder?

Schumacher: Nein. Die Jungen von heute wollen flexible Arbeitszeiten, Work-Life-Balance, Home-Office – lauter Dinge, die die Pflege nicht bietet. Man müsste immerhin die unbeliebten Schichten in der Nacht, am Wochenende und an den Feiertagen monetär ordentlich, und zwar wirklich ordentlich, abgelten.

Humbel: Das würde ich unterstützen. Ich wäre aus Kostengründen gegen generelle Lohnerhöhungen. Aber flexiblere Lohnmodelle ergeben Sinn.

Kann sich Ihr Heim das leisten, Herr Schnappauf?

Schnappauf: Wir würden gerne, aber schauen Sie sich unsere Bilanz an: Es geht nicht.



Oliver Schnappauf sitzt in der Geschäftsleitung des Alters- und Pflegeheims Steinfeld. «Beim Geld hört die Wertschätzung auf», sagt er.

Karin Hofer / NZZ

Könnte man die Pflegefachleute länger im Beruf halten, wenn man ihnen monatlich 1000 oder 2000 Franken mehr zahlen würde?

Schumacher: Der Grundlohn ist nicht das Problem. Als frisch diplomierte Pflegefachfrau erhält man im Kanton Bern 5200 Franken – bei hundert Prozent. Aber fast niemand im System arbeitet Vollzeit. Die meisten reduzieren das Pensum kurz nach der Ausbildung, weil sie zu wenig Erholungszeit haben. Nach Arbeitsgesetz darf ich am Montagmorgen vom Nachtdienst kommen, und am Dienstagmorgen um 7 Uhr muss ich wieder in der Abteilung stehen.

Humbel: Das geht doch einfach nicht! Wenn der Arbeitsplan so erstellt wird, ist das unternehmerisches

Versagen. Es zermürbt die Angestellten, wenn sie nach einem Spätdienst keine Erholungsphase bekommen.

Ein höherer Lohn wäre ein Zeichen der Wertschätzung.

Schumacher: Wenn ich für jedes Mal, wenn mir jemand gesagt hat: «Ich bin so froh, dass Sie da sind», fünf Franken bekommen hätte, dann wäre ich heute steinreich! An der Wertschätzung hat es mir in zwanzig Jahren im Beruf nie gemangelt, es kommt so viel zurück von den Patienten.

Bosshard: Gleichzeitig erleben wir immer mehr Gewalt durch Patienten und Angehörige. Physisch, verbal oder sexuell.

Schumacher: Man kriegt viel ab. Ich kenne keine Pflegende, die noch nie gewürgt, geschlagen oder an den Haaren gerissen wurde. Und das ist weder schön noch sinnhaft!

Und wie sieht es mit der Wertschätzung in der Bevölkerung aus? Viele von uns standen am Anfang der Pandemie auf dem Balkon und haben für die Pflegenden geklatscht.

Schnappauf: Das Klatschen war schon recht, aber beim Geld hört die Wertschätzung schnell auf. In unserem Pflegeheim muss ich oft mit den Angehörigen der Bewohner über Leistungen und Tarife diskutieren. Wir versuchen, Dinge zu optimieren, zu sparen, aber man kann nicht alles wegsparen. Manches kostet einfach.

Humbel: Die Wertschätzung ist durchaus da, und das zeigt sich auch monetär. Das Parlament hat einen Gegenvorschlag zur Pflegeinitiative beschlossen, der fast eine Milliarde Franken gekostet hätte. Aber das Volk sprach sich für die Initiative aus, deren Umsetzung noch viel mehr kosten wird.

Bosshard: Ich weiss nicht, ob das reicht. Das Gesundheitswesen schlittert dem Abgrund entgegen, es geht um Menschenleben, um Würde. Trotzdem dreht man jeden Rappen um. Wenn es aber um die Rettung von Grossbanken geht, kann die Politik schnell ein paar Milliarden Franken sprechen.

Humbel: Der Vergleich mit der CS-Rettung hinkt. Das Problem ist gewiss nicht, dass zu wenig Geld ins Gesundheitswesen fliesst. Es sind jährlich rund 90 Milliarden Franken, mehr als 50 Milliarden werden durch die Sozialversicherungen und Steuern finanziert. Und wir stecken jedes Jahr drei bis fünf Prozent mehr rein.

Sprechen wir über mögliche Lösungen. Laut Prognosen fehlen in der Medizin in wenigen Jahren Zehntausende von Fachkräften. Wie könnten wir eine solche Katastrophe abwenden?

Humbel: Die Politik muss die Pflegeinitiative möglichst schnell umsetzen. Dabei geht es um bessere, vor allem finanzielle Bedingungen für die Aus- und Weiterbildung. Und wir müssen die Familien unterstützen. Ich sitze im Stiftungsrat des Lindenhofs Oftringen, dort betreiben wir seit Jahren eine Kita auf dem Areal. Auch dort ist die

Personalsituation schwierig, aber sie ist nicht dramatisch. Die Mütter können ihre Kinder morgens um 6 Uhr 30 in die Kita geben und sie in den Pausen besuchen.

Schnappauf: Ich sehe das grundsätzlicher: Wir sollten als Gesellschaft das Alter wieder mehr schätzen. Man kann als junger Mensch oder als mittelalterlicher wie ich viel lernen von den Älteren. Deshalb müssen wir bei der Jugend anfangen. Wir sollten in die Schule gehen und zeigen, was es heisst, in der Pflege zu arbeiten.

Und was macht Ihr Heim, damit das Personal nicht davonläuft?

Schnappauf: Das klingt jetzt vielleicht sehr einfach, aber wenn ich am Morgen komme, gehe ich zur Putzkraft und wünsche ihr mit einem Lächeln einen guten Morgen. Das Kader trifft sich zudem alle vier Wochen, um zu diskutieren, was wir tun können. So haben wir entschieden, dass das Personal in den heissen Monaten kostenlos Glace bekommt. Es sind kleine Dinge, aber so wird unserem Personal bewusst: Ah, sie haben gemerkt, dass uns in den Geschossen unter dem Dach der Schweiss runterläuft.

Schumacher: Das ist schön, aber es reicht nicht. Für das ganze System, meine ich. Mir ist schon fast egal, was man macht oder wer gerade zuständig ist. Aber man muss das Problem erkennen und es endlich angehen.



Christina Schumacher arbeitet seit mehr als 25 Jahren als Pflegefachfrau. Sie sagt: «Ich kenne keine Pflegenden, die noch nie gewürgt, geschlagen oder an den Haaren gerissen wurde.»

Sie haben vom Teufelskreis gesprochen: Man hat zu wenig Leute – und dadurch brennen noch mehr aus und verlassen den Job endgültig. Wie kommt man da heraus?

Schumacher: Man müsste jetzt Bedingungen schaffen, dank denen die Leute im Beruf bleiben – und zwar gesund. Dafür müssten wir eine zeitlich befristete Unterversorgung in Kauf nehmen. Pro Spital und Station muss man schauen, wie viele Betten wir mit dem vorhandenen Personal betreiben können.

Sie wollen die Produktivität der Gesundheitseinrichtungen heruntersetzen?

Schumacher: Vorübergehend. So würden die Kantone auch noch Geld einsparen, weil es weniger Behandlungen gäbe. Und dieses Geld könnten sie

einsetzen, um die Arbeitsbedingungen für die Pflege zu verbessern.

Schnappauf: Das löst doch das Problem nicht! Es würde bedeuten, dass wir manche Senioren nicht mehr aufnehmen könnten und sie zu Hause bleiben müssten. Wer soll sich denn um sie kümmern? Die Spitex hat ja auch nicht unbegrenzte Ressourcen.

Schumacher: Vielleicht müssen wir wieder darüber sprechen, was die Familien abdecken könnten. In Italien übernehmen die Angehörigen einen grossen Teil von dem, was hier das Spitalpersonal macht – etwa die Körperpflege oder das Essen bringen. Die Pflege der gebrechlichen Leute ist in vielen Kulturen die Aufgabe der Familie.

Das klingt mehr nach einer Auslagerung als nach einer Lösung des Problems. Gibt es keine anderen Ideen, um den Pflegenotstand abzuwenden?

Humbel: Wir haben in der Medizin in vielen Bereichen eine Überversorgung. Wir sind Weltmeister bei Knie- oder Rückeingriffen, doch konservative Behandlungen ohne Operation führen bei solchen Beschwerden oft ebenfalls zum Ziel. Man muss nicht immer auf die sehr teure Spitzenmedizin zurückgreifen.

Schnappauf: Man würde auch viele Ressourcen sparen, wenn die Pflegenden nicht einen grossen Teil ihrer Schicht vor dem Computer sitzen und für die Krankenkassen dokumentieren müssten, was sie in dem

anderen Teil gemacht haben. Nur damit die Kassen dann nach dem Controlling bemängeln, dass da und dort noch ein i-Tüpfelchen fehlt.

Könnten die Digitalisierung und technische Hilfsmittel die Rettung sein?

Schumacher: Wenn Pflegefachleute ein derart rares Gut sind, dann sollten wir nicht Verbandswagen putzen, Material auffüllen oder Botengänge machen müssen. Ein Roboter kann viel besser Medikamente sortieren als ich. Er wird nicht abgelenkt, weil er einem Arzt Auskunft zu geben hat, er muss nicht zwischendurch zum Telefon rennen. Auch die Überwachung der Patienten durch Sensoren kann uns Pflegende entlasten.

Inwiefern?

Schumacher: Es gibt Toiletten, die den Urin automatisch analysieren. Ein Monitor beim Patientenbett kann mir Bescheid geben, wenn sich der Zustand einer Patientin verschlechtert und ich vorbeischauchen muss.

Schnappauf: Im Heim könnte ein Roboter den Pflegenden helfen, wenn sie einen Bewohner aus dem Bett heben oder ihn umdrehen müssen. Maschinen dürfen aber nie die Menschen ersetzen. In der Langzeitpflege brauchen die Bewohner jemanden, zu dem sie eine Beziehung aufbauen können. Und das Thema der Überwachung ist im Heim etwas heikler. Darf man das bei dementen Patienten machen, die nicht mehr mündig sind?

Schumacher: Es gibt Versuche mit elektronischen Katzen oder Robben, die bei Demenzkranken zum Einsatz kommen. Das fand ich am Anfang eine schreckliche Vorstellung. Aber wenn der Bewohner dadurch mehr Lebensqualität erhält und niemand zu Schaden kommt, ist es egal, ob die Tiere echt sind oder künstlich.

Schnappauf: Aber es darf nicht einfach nur darum gehen, dass ein Bewohner ruhiggestellt ist. Das wäre gegen die Menschenwürde.

Schumacher: In Zeiten des Fachkräftemangels geht es manchmal schlicht darum, dass ein Patient mal für dreissig Minuten zufrieden und ruhig ist. Denn was ist die Alternative? Natürlich wäre es am schönsten, wenn ich dreissig Minuten neben dem Bett sitzen und die Hand streicheln könnte. Aber das ist keine Option. Also bleibt die elektronische Katze – oder eine Ruhigstellung mit Medikamenten.

Frau Humbel, Sie sind 66. Haben Sie Befürchtungen, dass Sie und die anderen Babyboomer dereinst nicht die Pflege erhalten, die Sie vielleicht dann brauchen?

Humbel: Nein, ich bin optimistisch. Dank Corona sprechen wir heute über das Lebensende und den Tod – so offen, wie ich das beispielsweise mit meinen Eltern nie hätte machen können. Durch dieses Bewusstsein wird es weniger Behandlungen geben, die gar nicht im Interesse der Patienten sind. Und so werden Ressourcen frei für die medizinischen Leistungen, die es wirklich braucht.



Alt Nationalrätin Ruth Humbel (Die Mitte) prägte während zwanzig Jahren die Schweizer Sozial- und Gesundheitspolitik – und sagt: «Ja, die Politik hat das Problem verschlafen.»

**Die letzte Frage geht an die beiden Pflegefachfrauen:
Werden Sie in fünfzehn Jahren noch im Beruf sein?**

Schumacher: In irgendeiner Form bestimmt. Wir müssen einfach dafür sorgen, dass die Situation dann eine bessere ist.

Bosshard: Ich habe den Beruf gewählt im Bewusstsein, was auf mich zukommen wird. Ich möchte in der Pflege bleiben, aber vielleicht wechsele ich später in einen Bereich, wo es zertifizierte Betten gibt, etwa eine Intensiv- oder eine Palliativstation. Da muss immer eine gewisse Anzahl von Pflegenden vorhanden sein – und ich würde weniger ins Dilemma kommen, weil ich genug Zeit für meine Patienten hätte.

Ruth Humbel



Die Aargauerin und Mitte-Politikerin prägte während zwanzig Jahren die Schweizer Sozial- und Gesundheitspolitik. Anfang dieses Jahres trat sie als Nationalrätin zurück. Die 66-Jährige ist Mitglied mehrerer Verwaltungs- und Stiftungsräte im Gesundheitsbereich.

Christina Schumacher



Kennt die Sonnen- und Schattenseiten des Pflegeberufs seit mehr als 25 Jahren. Als diplomierte Pflegefachfrau, Abteilungs- und Pflegedienstleiterin arbeitete Schumacher in verschiedenen Spitälern. Seit Mai vergangenen Jahres ist die 44-Jährige stellvertretende Geschäftsführerin des Schweizer Berufsverbands der Pflegefachpersonen (SBK).

Oliver Schnappauf



Sitzt als Leiter Dienste in der Geschäftsleitung des Alters- und Pflegeheims Steinfeld in Suhr (AG). Schnappauf ist Quereinsteiger in der Pflegebranche: Der 49-Jährige arbeitete zunächst als Seelsorger und bildete sich dann zum Heimleiter aus.

Annina Bosshard



Seit gut eineinhalb Jahren arbeitet Bosshard als diplomierte Pflegefachfrau in einem Berner Spital. Gleichzeitig ist die 26-Jährige Co-Präsidentin der Swiss Nursing Students, eines Verbands der Pflegestudierenden HF und FH.

Passend zum Artikel



INTERVIEW

Überlastete Notfallstationen: «Die Leute sind ängstlicher geworden»

03.02.2023 ⌚ 6 min



Notstand in der Pflege: wie die Heime und Spitäler um die raren Fachkräfte kämpfen

29.12.2022 ⌚ 7 min



KOMMENTAR

Der heutige Pflegenotstand ist erst ein Vorgeschmack

29.12.2022 ⌚ 3 min



Mehr von Simon Hehli (hhs) >